

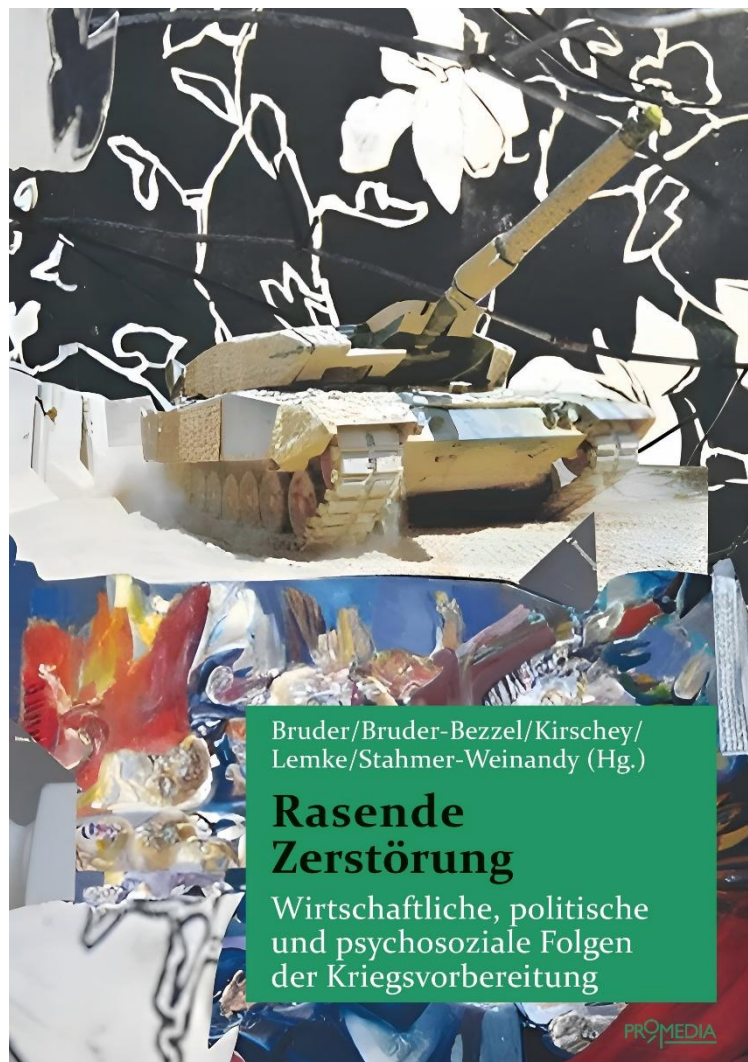
Drei notwendige Fragen an die Linken

Von Günter Rexilius

August 2026

Auf dem Kongress der Neuen Gesellschaft für Psychologie e.V. (NGfP), der vom 26. bis 29. März 2026 in Berlin stattfand, hielt Günter Rexilius den Vortrag „Und wir?“. Rexilius, Jahrgang 1943, ist Psychotherapeut, Mitbegründer der Zeitschrift Psychologie und Gesellschaftskritik und der NGfP sowie Autor. Der Beitrag erschien unter dem Titel „Drei notwendige Fragen an die Linken“ im August 2026 im Promedia Verlag in dem Sammelband Rasende Zerstörung. Wirtschaftliche, politische und psychosoziale Folgen der Kriegsvorbereitung.

Die vorliegende Veröffentlichung erfolgt mit freundlicher Genehmigung des Autors und des Verlags.



Aufgewachsen in der DDR, hatten hoffnungsvolle junge LehrerInnen, die vom Aufbau des Sozialismus überzeugt waren, in mir eine Ahnung von einer gerechten und friedlichen Gesellschaft in meinem Denken und Fühlen verankert.

Im Psychologiestudium ab 1966 in Bochum konnte ich mit meiner tiefen Abneigung gegen den alltäglichen Kapitalismus gleich dreifach andocken: Das Studium wurde zur Plattform für die Überwindung angepasster Wissenschaft, in marxistischer Analyse geschult wollten wir linken Studierenden der sogenannten Marktwirtschaft, diesem euphemistischen Etikett für kapitalistische Ausbeutung, entgegentreten. Kapitalismuskritik, Imperialismuskritik, Wissenschaftskritik waren für uns so selbstverständlich wie das Hinterfragen der praktischen Arbeit, etwa der Verhaltenstherapie als technokratische Anpassung an die Gesellschaft, die systemaffine Kooperation der akademischen Zunft in Schulen und Hochschulen, in den Knästen, im sozialen Feld, eigentlich in allen gesellschaftlichen Bereichen. Unsere Gegenentwürfe der sozialen und therapeutischen Arbeit hatten emanzipatorischen Anspruch, verbunden mit der Hoffnung auf eine bessere, eine gerechte Welt. Wir bauten Kinderläden auf, Gesundheitszentren und alternative Schulen, wir machten subversive Knastarbeit und mobilisierten in Obdachlosenasylen. Und wir beteiligten uns an dem, was man durchaus psychiatrische Revolution nennen kann, als demokratische Psychiatrie in Italien, als Sozialpsychiatrie in Deutschland – ich war direkt beteiligt an der Auflösung der Langzeitpsychiatrie Kloster Blankenburg in Bremen –, als Antipsychiatrie in Großbritannien, als radikale Psychiatrie in den USA, als Umwälzung der institutionellen Psychotherapie in Frankreich. Wir konnten den kantigen Worten des Salzburger Psychoanalytikers Igor Caruso aus dem Büchlein »Soziale Aspekte der Psychoanalyse« zustimmen: »Die geschichtliche Aufgabe des Menschen kann wie folgt zusammengefasst werden: Sowohl die Zustände als auch das Bewußtsein in dialektischer Wechselwirkung zu ändern ... Das gilt für das Bewußtsein des Gattungswesens Mensch und für das des Privatmenschen ... Die Kluft zwischen diesen beiden Ebenen kann, wie Marx erkannte, letztlich nur durch Veränderung der gesellschaftlichen Zustände erreicht werden, jedoch nicht ohne individuelle Anstrengung« (Caruso, 1972, S. 175). Viele von uns waren bereit, zu dieser notwendigen gesellschaftlichen Veränderung ihren Beitrag zu leisten. Heute, 50 Jahre später und ernüchtert von den Ergebnissen unserer Anstrengungen, stellen sich viele Fragen, die sich auch an uns erklärte Linke richten. Drei, die mir besonders drängend erscheinen, möchte ich erörtern.

Die Lektüre von Frantz Fanons »Die Verdammten dieser Erde«, damals Bestseller in linken Kreisen, bewirkte eine Veränderung meines politischen Selbstverständnisses, die in meine *erste Frage* mündet: »Europa ist buchstäblich die *Schöpfung* der Dritten Welt« (Fanon 1969, S. 241), erklärte er uns mit Blick auf die zahllosen Opfer dieser *Schöpfung*. Hat in unseren Strategien oder

in unseren Pamphleten oder Büchern das Drama, die Grausamkeit der kolonialistischen Raubzüge, je eine zentrale Rolle gespielt? Oder haben sie auf unseren Lebensstil, unseren Lebenswandel, unsere Definitionen von Kultur oder unser alltägliches Verhalten je nachhaltige Auswirkungen gehabt? Wir haben auch Kolonisierte wie Aimé Césaire, Achille Mbembe und andere gehört und gelesen, aber haben ihre lauten Botschaften, dass Dekolonialisierung bei uns, den Profiteuren des kolonialistischen Überlebenskonzepts des Westens, beginnen müsse, etwas bewirkt? Wir genießen weiter den Wohlstand, den wir ihnen gestohlen haben, materiell gesichert, Urlaubsreisen-gesättigt, feinschmeckererfahren. Bis zum heutigen Tage hat sich an dieser Szenerie nichts verändert.

Im Gegenteil: Der Neokolonialismus hat nicht nur die Ausgebeuteten im Süden, sondern auch die Profiteure im Norden fest im Griff, allerdings auf sehr unterschiedliche Weise. »Die Geschichte Lateinamerikas ist die Geschichte der Ausplünderung seiner natürlichen Reichtümer«, schreibt Eduardo Galeano, und weiter: »Die internationale Arbeitsteilung besteht darin, dass einige Länder sich darauf spezialisieren zu gewinnen und andere darauf zu verlieren« (Galeano, 1980, S. 15–17). Kwame Nkrumah, ghanaischer Politiker, ergänzt: »Unser Wirtschaftssystem und unsere Politik werden von außen gesteuert ... Der Neokolonialismus ist die schlimmste Form des Imperialismus ... durch die formale Souveränität haben die westlichen Staaten sich jeder Verantwortung und Rechenschaft entledigt« (Nkrumah, 1966, S. 11–13). Und noch einmal Eduardo Galeano: »Die Globalisierung marschiert heute wie einst die Kolonialherrschaft: Sie sagt uns, wir müssten ihnen ähnlich werden, und erklärt unsere Unterwürfigkeit zu unserem Schicksal. ... Alles – das Land, seine Früchte und seine Bodenschätze, die Menschen und ihre Arbeits- und Konsumkraft – wurden und werden in europäisches oder später nordamerikanisches Kapital verwandelt« (a.a.O.). Nur wenige Aktivisten aus dem globalen Norden reden Klartext, etwa Jean Ziegler, einer der entschiedensten Kritiker von Neokolonialismus und Neoliberalismus, die er als »Geißel der Menschheit«, als »täglichen Terror« bezeichnet: Für diese Globalisierung, sagt er, gebe es »keine Entschuldigung« (Ziegler, 2010).

Aber sie funktioniert. Ein aktueller Beitrag in der *Rheinischen Post* beschreibt, wie die von jeher als Nomaden und Viehzüchter in Tansania siedelnden Massai für die europäischen Großwildjäger und für die unterirdische Entsorgung von in Europa produziertem CO₂ von ihrem Grund und Boden vertrieben werden (Vollmer, 2026). In der Wochenzeitung *Der Freitag* wird berichtet, dass die ärmsten Länder seit rund 25 Jahren bei 2 bis 3 Prozent des Einkommensniveaus der reichen Staaten verharren ... bedingt durch ein Finanzsystem, das Risiken einseitig auf schwache Volkswirtschaften abwälzt und verschärft durch die Klimakrise, durch Dürren, Fluten und Stürme, die Infrastruktur und Produktionskapazitäten zerstören (Kaczmarczyk, 2026).

Zwei Beispiele von unzähligen. Noch einmal meine Frage: Hat die Verarmung des globalen Südens als Basis unseres Reichtums uns je besonders interessiert oder gar politisch aufgerüttelt? In Bezug auf Entfremdung und Verelendung als Wurzeln seelischer Krankheit in der kapitalistischen Gesellschaft waren wir uns mit Fanon einig, aber haben wir begriffen, dass uns von unserem Kollegen aus Martinique das kolonialistische Grundübel trennt? Ist in unserem Denken und Handeln gegenwärtig, dass der Kapitalismus die globale Seuche, zu der er mithilfe fünfhundertjähriger Ausbeutung des globalen Südens geworden ist, bleibt, solange der Kolonialismus nicht abgeschafft ist? Walter Rodney, guyanischer Politiker, benennt unsere Wirklichkeit kurz und knapp: »Afrikanische Entwicklung war immer nur ein Nebenprodukt der Entwicklung des europäischen Kapitalismus« (Rodney, 1972), dem haben wir unsere angenehmen Lebensbedingungen zu verdanken.

Der 1. Jüdische Antizionismus-Kongress in Wien im Oktober 2025 war kämpferisch, aber auch resignativ, weil die Gewissheit, dass die Dekolonisierung im Süden *und* im Norden stattfinden muss, nur wenige Anhänger hat, selbst unter den Aktiven im Norden, die den Neokolonialismus verurteilen, aber mit der Notwendigkeit, der imperialen Lebensweise im eigenen Dasein wie im gesellschaftlichen Gesamtzusammenhang ein Ende zu bereiten, weitgehend fremdeln. »Ich gehe meinen Weg, ihr müsst euren gehen«, sagt Frantz Fanon – haben wir es uns vielleicht in einem linken Kolonialismus bequem gemacht und sehen keinen Anlass, etwas zu verändern?

Auch meine zweite Frage treibt mich schon seit 70 Jahren um. 1975 warf Basaglia, Psychiater wie Fanon und Befreier der Irren in Gorizia und in Triest, in einem denkwürdigen Aufsatz seinen intellektuellen, wissenschaftlich wie praktisch tätigen Kolleginnen und Kollegen Befriedungsverbrechen vor, weil sie mit ihren Anpassungsritualen und Domestizierungsprojekten zur Festigung kapitalistischer Gewaltverhältnisse, zum Funktionieren der neoliberalen Gesellschaft, beitragen (Basaglia, 1980). Ihre wohlfeile Anpassung an den gesellschaftlichen Status quo bestätigte seine Kritik, als der »Marsch durch die Institutionen« für viele in saturierten Positionen innerhalb des kritisierten Systems und in bürgerlicher Existenz mit grün-liberalem Touch endete. Russel Jacoby, britischer Psychoanalytiker, hielt ihnen 1980 den Spiegel vor, als er in seinem Büchlein »Soziale Amnesie« feststellte, ihr sei das revolutionäre Aufbäumen zum Opfer gefallen (Jacoby, 1980).

Nun ja, alles lange her, 70 Jahre, aber heute? Wir befrieden doch nicht, sondern begehren auf! Vielleicht wäre, bei etwas weniger Selbstgerechtigkeit, bei ein wenig mehr Selbstkritik, doch zu fragen, ob eine radikale verbale Camouflage nicht verdeckt, was tatsächlich fehlt. Wir haben das neoliberale System, die transatlantischen Machenschaften oder den industriell-militärisch-

politischen Komplex, wir haben Ausbeutung, Unterdrückung und Vertreibung von Menschen weltweit vielleicht nicht bis in die letzten, aber doch bis in viele Details durchschaut. Wir wissen, dass die Eigner des Kapitals, insbesondere des Finanzkapitals, die politischen Schlüsselpositionen längst besetzt haben, die sie mit unbändiger und grenzenloser Gewalt, wenn nötig, und quasi subversiv mit Methoden der Verhaltenssteuerung, mit kognitiver Kriegsführung und mit toxischen Narrativen sichern. Wir wissen also eigentlich um das Grundsätzliche und Hintergründige – aber was machen wir damit?

Corinna Oesch hat mit ihrem Text »Demokratie als sanfte Gewalt« im *Manova*-Magazin die Dringlichkeit dieser Frage bekräftigt (Oesch, 2026). Sie zeichnet nach, wie sich die Methoden der Abschaffung demokratischer Grundregeln verfeinert und perfektioniert haben, ein kleines Kompendium des aktuellen Wissensstandes über propagandistische Beeinflussung und kognitive Kriegsführung. Nach der Lektüre wurde meine Frage geradezu schmerzhaft: Was aber tun wir?

Mir scheint, dass nach jahrzehntelangem Reden und Schreiben nur eine Antwort sinnvoll ist: Wir müssten handeln, ganz praktisch, tatkräftig, aktiv. Mir fiel wieder Franco Basaglia ein, der in »Die negierte Institution oder Die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen« ein resignatives Resümee seiner psychiatrischen Tätigkeit zieht: »Die *Karriere* Frantz Fanons zeigt uns einen Weg, den er selbst bis zum Ende konsequent gegangen ist, als er sich der algerischen Revolution anschloß. In seinem kurzen Leben kam er mit allen Institutionen in Berührung, die das System ihm anbieten konnte: vom brillanten Psychiater in Lyon über den engagierten Psychiater in der Klinik Sant-Alban bis hin zum farbigen Psychiater für farbige Patienten in Algier während Algeriens Unabhängigkeitskrieg. Hier bildet sich seine Einstellung als politisch engagierter Psychiater deutlich heraus ... Fanons therapeutische Aktion konnte bestenfalls zu Reformen und zur technischen Perfektion einer Institution führen, die soziale Wiedereingliederung in eine Realität versprach, die er als »zum System erhobene Entmenschlichung« bezeichnete. Der therapeutische Akt erwies sich als ein Akt stillschweigender Hinnahme des Systems, und so mußte sich Fanon für die Revolution entscheiden. Sie war für ihn die einzige Aktionsmöglichkeit außerhalb der Institutionen ... Fanon konnte sich für die Revolution entscheiden; aus offenkundigen und objektiven Gründen können wir diesen Weg nicht beschreiten« (Basaglia, 1971, passim).

Nein, wir können nicht Leiden heilen *und* die Waffe nutzen, um die Bedingungen seiner Entstehung zu beseitigen. Aber was dann? Wenige Jahrzehnte nach Fanons revolutionärer Entscheidung hat Basaglia den Faden aufgegriffen und geschrieben: »Der Diskurs der Würde des Menschen beginnt und endet nicht im Ideenhimmel der Philosophen, sondern in der gesellschaftlichen Praxis« (Basaglia, 1980, S. 61). Er schließt sich den Worten von Antonio Gramsci an: »Der Irrtum der

Intellektuellen besteht in ihrem Glauben, dass es möglich sei, sich Wissen anzueignen, ohne es zu verstehen und darüber hinaus, ohne es zu fühlen und sich dafür zu begeistern« (Gramsci, o.J., passim).

Diese Begeisterung, das Wissen beide, ist nicht kontemplativ, sondern praktisch, wie Mao, in den wir damals viel Hoffnung setzten, es ausgedrückt: »Die Marxisten sind der Ansicht, daß nur die gesellschaftliche Praxis der Menschen das Kriterium für den Wahrheitsgehalt ihrer Erkenntnis der Außenwelt ist ... Die Erkenntnistheorie des dialektischen Materialismus ... ist der Meinung, daß die menschliche Erkenntnis keineswegs von der Praxis losgelöst werden kann. Lenin sagte: »Die Praxis ist höher als die (theoretische) Erkenntnis, denn sie hat nicht nur die Würde des Allgemeinen, sondern auch der unmittelbaren Wirklichkeit« (Mao Zedong, 1968, S. 7–15). Beide bezogen sich auf das Kommunistische Manifest, jeder kennt den wunderbaren Satz: »Die Geschichte aller bisherigen Gesellschaft ist die Geschichte von Klassenkämpfen.«

Zumindest die Älteren unter uns haben ein wenig an dieser Wahrheit »geschnuppert«. Für uns waren die Kämpfe um das Atomkraftwerk Brokdorf Einsatz von Seele und Körper, um dieses Monstrum zu verhindern, und sie waren zugleich ein Lehrstück über die Gewalt des Systems: Wir waren mit Bolzenschneidern und Spitzhacken bewaffnet, um die Zäune zu öffnen und das Gelände zu fluten, was uns an einigen Stellen auch gelang, wir warfen uns auf den Boden, als die Polizeihubschrauber in zehn Metern Höhe über uns hinwegflogen, die Wasserwerfer uns durchnässten und das Tränengas sich in unsere Augen fraß. Wir erlebten etwas Grandioses, Unersetzliches: Solidarisches Handeln, schon in den monatelangen Vorbereitungen der Proteste, in der Nachbereitung und vor Ort, um die körperlichen und seelischen Verletzungen zu heilen. Ich will diese Erfahrungen, die andernorts in ähnlicher Weise gemacht worden sind, nicht überbewerten, aber betonen, was aus ihnen gelernt werden kann: Widerstand muss nicht nur sichtbar, er muss spürbar sein, für das System und für die Widerständigen. Wenn es eine Verbindung von Brokdorf zu unseren Aufgaben heute und morgen gibt, dann ist es eben die Gegenwehr als gesellschaftliche Praxis.

Was also tun? Wir können die Gewalt des Systems nicht mit seinen Methoden der Gewalt aufhalten, wir wollen nicht den Tod von Menschen in Kauf nehmen oder gar beabsichtigen. Als das Sozialistische Patientenkollektiv Heidelberg »aus der Krankheit eine Waffe machen« wollte, ging es nicht darum, die PatientInnen für revolutionäre Ideen zu missbrauchen, sondern in der Krankheit die Gewalt des Systems zu erkennen und ihr eine andere Gewalt entgegenzusetzen (SPK, 1972). Mit seinem Büchlein »Dialektik ohne Dogma« von 1972 half Robert Havemann (Havemann, 1972, passim), DDR-Physiker und Philosoph, zu verstehen, wie aus der kraftvollen

Möglichkeit des Widerstands, die in jeder seelischen Erkrankung als ihre Negation verborgen ist, die *Wirklichkeit* der Überwindung krankmachender Bedingungen werden könnte. Diese Systemüberwindung, sagt der Marxist Havemann, ist eine *Notwendigkeit*, aber sie bedarf bestimmter *Zufälle*, um stattfinden zu können, etwa eine gesellschaftliche Situation, in der sich die systemischen Widersprüche zugespitzt haben. Um es etwas alltagstauglicher zu sagen: Hätten die RAF-AktivistInnen ihre fundierten Analysen in eine Gewalt transformiert, die das kapitalistische System überfordert, wie Mahatma Gandhi vorgedacht und vorgelebt hat, hätte sie es auf wirklich revolutionäre Weise negieren können – der *notwendige Zufall* hätte unsere widerständige Praxis sein können.

Von den Kolonisierten lernen, heißt siegen lernen, möchte ich mit Frantz Fanon fortfahren: »Die Unvorbereitetheit der gebildeten Schichten, das Fehlen praktischer Verbindungen zwischen ihnen und der breiten Masse, ihre Trägheit und, man muss es sagen, ihre Feigheit im entscheidenden Moment des Kampfes werden zu tragischen Missgeschicken führen ... Was zählt ist nicht die Welt zu verstehen, sondern sie zu ändern ... Der Angelpunkt ist die Praxis. Sie ist die offene Flanke der Ideologie« (Fanon, 1969, passim). Wo diese Praxis zu kurz kommt, werden Kritik und Analyse zum linken Intellektualismus – könnte es sein, dass wir ihn zu sehr pflegen, so konkretisiere ich meine zweite Frage? Wie er überwunden werden kann, haben die jungen Menschen der »Letzten Generation«, in den Baumhäusern im Hambacher Forst und im Campus »Alle Dörfer bleiben« am Tagebau Garzweiler und in Lützerath uns vorgelebt.

Meine *dritte Frage* ist die persönlichste und vielleicht die wichtigste, weil sie den Umgang linker Aktivisten miteinander betrifft. Nachdem der Staat und seine Vasallen auf meine theoretischen und praktischen Versuche, ihn zu transzendieren, 1990 mit einem Berufsverbot das gewaltsame Ende meiner Arbeit als Hochschullehrer beendet hatten, war ich fast zehn Jahre lang unfähig, politisch zu intervenieren. Wieder aktiv, stellte ich fest, dass sich die Konflikte zwischen den Ansätzen kritischer Psychologie offensichtlich verschärft hatten. Die produktiven Widersprüche, eigentlich Anstöße zum Nachdenken und Hinterfragen eigener Positionen, als Chance, sich neben der Mainstream-Psychologie an den Hochschulen und in der Praxis zu verankern, waren trennend geworden. Es schien nicht korrekt zu sein, mit Klaus Holzkamp und seinen Mitarbeitern nicht nur Differenzen, sondern auch Gemeinsamkeiten zu haben. Insgesamt vermisste ich viele frühere Mitstreiter für eine kritische Psychologie.

Ein ähnliches Gegeneinander, wo nur ein Miteinander Hoffnung auf Wirksamkeit schaffen könnte, gibt es seit vielen Jahren in der Friedensbewegung. Sie ist in verschiedene Teil-Bewegungen zerfallen, die ihren je eigenen Weg zum Frieden, was immer sie darunter verstehen, beschreiten.

Ein unerfreuliches Beispiel ist das friedenspolitische Gegeneinander in der Organisation »Internationale Ärzte für die Verhütung des Atomkrieges« (IPPNW). Zum einen wurden Versuche, der so politisch korrekten wie friedensbedrohenden Russophobie entgegenzuwirken, vom Vorstand mit Repressionen und Drohungen beantwortet, ein Beitrag in der *Berliner Zeitung* zum Thema wirbelte viel Staub auf und mündete in Anfeindungen. Zum anderen wurden friedenspolitische Beiträge, die nicht auf Vorstandslinie lagen, mit Ausgrenzung sanktioniert, wie etwa Ingrid Pfanzelt erfahren musste, aktiv in IPPNW und »Neuen Gesellschaft für Psychologie« (NGfP). Von Offenheit oder »an einem Strang ziehen«, trotz in mancher Hinsicht unterschiedlicher Meinung, hat sich die ärztliche Friedensorganisation längst verabschiedet, mit Auswirkungen, die über diesen Verein weit hinausreichen, wenn er eine Friedensdemo gegen die Sicherheitskonferenz unterstützt und sich von der anderen als politisch nicht korrekt mit wenig friedfertigen Argumenten abgrenzt.

Eine sehr persönliche Schlagseite bekamen Ab- und Ausgrenzung mit Corona. Meine Mutter, gerade 100 Jahre alt geworden und von einem Schlaganfall gezeichnet, musste geimpft werden, »selbstverständlich, sonst verantwortungslos« antworteten alle, die ich befragte. Ich selbst hatte gerade eine schwere Krebs-OP hinter mich gebracht, von der ich mich noch nicht erholt hatte, alle ärztlichen KollegInnen antworteten auf meine Fragen »Du musst Dich schützen«. Weil ich den vielen kritischen Texten, die ich las, nur zustimmen konnte, fühlte ich mich in der Zwickmühle und mit meinen Zweifeln, meiner Ratlosigkeit, allein gelassen. Ich traute mich nicht, angesichts der Heftigkeit der Debatten und der Ausgrenzungstendenzen, wenn jemand nicht »auf Linie« lag, meine Zweifel zu äußern, ließ mich zweimal impfen und hielt mich den Debatten weitgehend fern, recht hilflos, weil ich befürchtete, auf Unverständnis oder Abwehr zu stoßen, wenn ich meine innere Zerrissenheit äußern würde – sie war halt nicht politisch korrekt.

Gibt es, so meine dritte Frage, eine ausgrenzende linke politische Korrektheit? Sozialismus zu versuchen heißt für mich seit meiner politischen Menschwerdung in der DDR, sich der Eingleisigkeit des Denkens und Handelns zu entziehen, aus Beiträgen zu politischen Debatten, auch wenn sie eigenen Vorstellungen und Positionen nicht konform sind, das herauszufiltern versuchen, was für friedenspolitische und gesellschaftsverändernde Handlungsperspektiven fruchtbar sein könnte; es heißt auch, die Freiheit zu haben, gegen den Strich, gegen jeden vorhandenen Strich, Ideen zu entwickeln, Fehler machen und von scheinbar korrekten Pfaden abweichen zu dürfen. Nur so entgehen wir einer letztlich lähmenden linken politischen Korrektheit, entstehen erhellende Debatten. Jean-Paul Sartre hat diese Offenheit für konstruktive Kritik so ausgedrückt, zitiert nach Basaglia: »Für mich ist der Intellektuelle nicht einfach ein Techniker. Als Intellektueller gibt er sich erst dann zu erkennen, wenn er seine Tätigkeit und den Gegenstand

seiner Tätigkeit mit Zweifeln überzieht, d.h. in dem Moment, da er seine eigene Widersprüchlichkeit wahrnimmt und bekennt« (Basaglia, 1980, S. 35).

Wir alle, lautet mein Resümee, die wir ein unmenschliches System aus den Angeln heben wollen und meinen, wir hätten doch Recht, sollten Zweifel nicht nur an anderen, sondern an uns selbst ernst nehmen, als Bestandteil einer Wahrheit, die uns trotz mancher Differenzen verbindet, weil sie unser Streben nach einem menschlichen Zusammenleben, das gerecht, friedlich und respektvoll ist, beinhaltet. Es ist für ein sozialistisches Konzept nicht so wichtig, Recht zu haben, es ist wichtiger, gemeinsame Nenner als Kraftquellen zu nutzen: Anfang der 1970er Jahre waren der Sielwall und der Ostertorsteinweg in Bremen so etwas wie ein Laufsteg der Präsentation politischer Meinungen, acht, zehn oder mehr politische Gruppen verteilten ihre Schriften, warben um ihren Weg zur Revolution und konnten ihre Konkurrenten durchaus auch diskreditieren. Am Abend des 1. Mai im DKP-Zelt waren die MitstreiterInnen von der KPD, von der Roten Hilfe, vom KBW, vom Spartacus da, diskutierten, hatten Spaß miteinander und tranken gemeinsam ihr Beck's Bier. Die von Franz-Josef Degenhardt gesungene Aufforderung »Spiel nicht mit den Schmuddelkindern« (Degenhardt, 1965), ohnehin kein guter Ratgeber, wurde ganz praktisch ad absurdum geführt. Von da aus hätten alle gemeinsam, so mein Traum, dem roten Morgen entgegengehen können, und ich träume ihn jeden Tag.

Das Schlusswort hat noch einmal Basaglia. In seinem zur Selbstkritik herausfordernden Text »Befriedungsverbrechen« sagt er: »Der gemeinsame Prospekt der Abschaffung des Elends setzt voraus, daß wir eigene Gründe haben, uns an den sozialen Auseinandersetzungen zu beteiligen; daß wir uns die Motivation des Handelns nicht ausborgen« (Basaglia, 1980, S. 57). Es geht letztlich um die Frage, was unsere »eigenen Gründe« für Widerstand sein sollen, solange wir uns linken Kolonialismus, linken Intellektualismus und linke politische Korrektheit leisten.

Literatur:

Basaglia, Franco (1971). Die negierte Institution oder Die Gemeinschaft der Ausgeschlossenen. Ein Experiment der psychiatrischen Klinik in Görz. Suhrkamp.

Basaglia, Franco (1980). Befriedungsverbrechen. Über die Dienstbarkeit der Intellektuellen. Europäische Verlagsanstalt (EVA).

Caruso, Igor (1972). Soziale Aspekte der Psychoanalyse. Rowohlt.

Degenhardt, Franz Josef (1965). Spiel nicht mit den Schmuddelkindern [Audioaufnahmen].

Fanon, Frantz (1969). *Die Verdammten dieser Erde*. Rowohlt.

Galeano, Eduardo (1980). *Die offenen Adern Lateinamerikas. Die Geschichte eines Kontinents*. Hammer.

Havemann, Robert (1972). *Dialektik ohne Dogma*. Rowohlt.

Jacoby, Russell (1980). *Soziale Amnesie. Eine Kritik der konformistischen Psychologie von Adler bis Laing*. Suhrkamp.

Kaczmarczyk, Patrick (2026, 12. Februar). *Der Zerfall der Globalisierungs-Weltordnung*. *Der Freitag*.

Mao, Zedong (1968). *Über die Praxis*. In *Ausgewählte Werke* (Bd. 1). Verlag für fremdsprachige Literatur.

Nkrumah, Kwame (1965). *Neokolonialismus – Das letzte Stadium des Imperialismus*. Neue Kritik.

Oesch, Corinna (2026, 25. Februar). *Demokratie als sanfte Gewalt*. *Manova-Magazin*.

Rodney, Walter (1973). *Wie Europa Afrika unterentwickelte*. Manifestverlag.

Sozialistisches Patientenkollektiv (1972). *Aus der Krankheit eine Waffe machen. Eine Agitationsschrift*. Selbstverlag.

Vollmer, Frank (2026, 19. Januar). *Deutschlands vergessene Kolonialkriege*. *Rheinische Post*.

Ziegler, Jean (2010, 8. März). [Interview]. *die tageszeitung*.